

# Gedanken zum Sterben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **53 (1978)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104826>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir befinden uns im November, der gewöhnlich grau und neblig ist. Am 1. und 2. November begehen wir jeweils Allerheiligen und Allerseelen, Gedenktage an die Toten, und viele Leute suchen den Friedhof auf, um ein letztes Mal, bevor der Winter hereinbricht, Blumen auf das Grab von Angehörigen und Freunden zu legen. Wenn ich mich nicht irre, kennt man in der Bundesrepublik zusätzlich den Totensonntag. Obschon man ja das ganze Jahr hindurch an die Gestorbenen denkt, mag dies ein spezieller Anlass sein, um sich Gedanken zum Tode zu machen.

Es ist jetzt grosse Mode, uns mit Vorwürfen zu überschütten, wir verdrängten den Tod, brächten unsere Schwerkranken ins Spital, um uns vor der Pflege zu drücken und liessen sie dort allein sterben. Und erst noch überreiche uns die Krankenschwester nach deren Hinschied Schlaftabletten. Als ob das etwas Unzulässiges wäre! Ich kann nicht einsehen, wozu es gut sein soll, sich nach einem Todesfall oder schon vorher, schlaflos im Bett zu wälzen. Der nächste Tag wird voraussichtlich unsere Kräfte voll beanspruchen. Ein Todesfall in der Familie verursacht viele Umtriebe. Wozu gibt es denn Schlafmittel, wenn wir sie in solchen Situationen nicht einsetzen? Wer keine benötigt, braucht auch keine zu schlucken, aber normalerweise regt man sich masslos auf, wenn man zusehen muss, wie jemand, den man sehr gerne hatte, stirbt. Ein Todesfall ist doch etwas Ernsteres als ein unbefriedigendes Schulzeugnis eines Sprösslings. Ein Zeugnis kann besser werden, der Tod hingegen ist etwas Unabänderliches, Endgültiges.

Es ist sehr verschieden, wie man einen Sterbeprozess hinnimmt. Wir sind nicht allen Sterbenden, die wir im Spital besuchen, eng verbunden, und vielfach kommt der Tod als Erlöser von unheilbaren schweren Leiden oder Beschwerden des Alters. Einmal müssen wir alle sterben. Das ist eine Tatsache, an der auf die Länge niemand vorbeikommt, und wenn er sie nicht wahrhaben will, so ist das seine Sache.

Wer sich in einem gewissen Alter mit dem Gedanken an den Tod nicht auseinandersetzen will, wird sich im Leben wahrscheinlich auch Auseinandersetzungen mit anderen ihm unangenehmen Gedanken entzogen haben. Das ist ein Thema unter anderen. Vielleicht war das Nicht-Wahrhabenwollen von anderen lebenswichtigen Problemen für das Zu-

sammenleben von Ehegatten weit gravierender als das Wegschieben des Gedankens an den eigenen Tod, der noch lange nicht bevorsteht. Darüber könnte man ein Buch schreiben. Folglich muss man nicht so tun, als ob das Verdrängen des Todes etwas Besonderes wäre. Manchen bleibt die Auseinandersetzung dadurch erspart, weil sie rasch und unerwartet dahingerafft werden, was für die Hinterbliebenen hart sein kann, aber für den Dahingegangenen einen schönen Tod bedeutet.

Die alten Griechen haben einander einen schönen Tod gewünscht. Der Begriff der Euthanasie stammt von dort, nur hat er heute eine negative Bedeutung, weil er zu Zeiten des Nationalsozialismus in einem grauenhaften Sinn verwirklicht wurde. Ursprünglich war das ganz anders gemeint.

Frau Dr. Elisabeth Ross-Kübler, eine gebürtige Schweizerin, leitet in den Vereinigten Staaten eine Sterbeklinik. Sie hat über Erfahrungen mit Sterbenden Bücher geschrieben und Vorträge gehalten, die ich gelesen und zum Teil im Radio gehört habe. Ihre Erfahrungen mit Sterbenden ist natürlich viel umfassender als meine, die sich auf die Familie, die Verwandtschaft und meinen Bekanntenkreis beschränkt. Sie unterscheidet fünf Phasen, die ihre Patienten im letzten Stadium durchmachen: Diejenige des Nicht-Wahrhabenwollens, die Auflehnung gegen das Sterben, dann Depressionen, Verhandeln mit dem Schicksal und schliesslich Zustimmung zum Tode. Ihre Patienten haben das Bedürfnis, über Sterben und Tod zu sprechen, worunter es auch welche gibt, die noch Pläne schmieden und nach ihrer erhofften Gesundung, obwohl sie voller Krebs sind, noch eine Weltreise oder was weiss ich unternehmen wollen.

Eine Episode, die sie an einem Kongress schilderte, war lustig. Ein alter Mann hatte sie darum ersucht, für seinen baldigen Tod zu beten. Als sie ihm das nächste Mal begegnete, fragte er sie, ob sie für ihn gebetet habe. Der Wahrheit gemäss sagte sie, sie habe es leider vergessen, worauf er strahlend erwiderte: «Gott sei Dank, ich habe mich nämlich inzwischen verliebt.»

Grosso modo geht es aber beim Sterben nicht lustig zu. Nach meiner Erfahrung gelangen die wenigsten der früher oder später Sterbenden in die Phase der Zustimmung zum Tode, mit Ausnahme derjenigen, die fürchterliche Schmerzen ertragen müssen.

Und nach meiner Erfahrung haben längst nicht alle Sterbenden das Bedürfnis, sich über den Tod auszusprechen. Schweigen sie sich darüber aus, soll man es meines Erachtens dabei bewenden lassen. Ich habe mich verschiedentlich darüber mit Witwen unterhalten. Mit einer einzigen Ausnahme hat kein Gespräch über das Sterben und den Tod stattgefunden, obgleich die Patienten hätten spüren müssen, dass es mit ihnen zu Ende geht. Möglicherweise hofften sie, es würde sich an ihnen ein Wunder ereignen, das ihnen ihre Gesundheit wieder schenken würde. Also lassen wir ihnen diese Hoffnung, wenn sie ihnen hilft, die schwere Zeit besser zu ertragen. Es wird öfters gesagt, der Patient habe einen Anspruch darauf, die Wahrheit über seinen Zustand zu erfahren. Es ist denkbar, dass er sie wissen will und nachher schwer depressiv wird oder sogar Selbstmord begeht. Eine ältere Krankenschwester sagte mir vor Jahren: «Wir müssen die Todkranken nachher haben und nicht die Ärzte.» Sie war von diesem Wahrheitsfanatismus gar nicht begeistert. Im allgemeinen spürten die Kranken von selber, dass ihr Leben sich dem Ende nähert, meinte sie.

Des weiteren kann ich nicht einsehen, warum wir nicht in einem Spital sterben sollten. Vielfach muss man in eine Klinik eingewiesen werden, weil niemand da ist, der die Pflege übernehmen kann, sei es dass sie an die körperlichen und seelischen Kräfte der Pflegepersonen zu grosse Ansprüche stellt oder überhaupt in einem Privathaushalt unmöglich ist. Oder man ist alleinstehend. Dann bleibt gar nichts anderes übrig, als sich in Spitalpflege zu begeben. Ergo ist es sinnlos, deshalb ein Klage lied anzustimmen. Man muss die Dinge dieser Erde nüchtern und realistisch betrachten. Zudem darf es einfach nicht sein, dass die Kranken die Gesunden «fertigmachen», was auch vorkommen kann.

Noch ein Wort zum Verdrängen des Todes. Frau Dr. Ross-Kübler hat sich dahin geäussert, dass dieser Prozess bei uns weniger verbreitet sei als in den USA. Ich habe ein Buch von Evelyn Waugh darüber gelesen, und es war schlicht und einfach entsetzlich, wie man sich dort zum Tod einstellt. Es mag sich die Form von Verdrängung vor allem in der sehr bemittelten Schicht abspielen, die ihre Toten schminken und ein künstliches Lächeln auf ihre Züge zaubern lässt. Sie werden in einer beleuchteten Halle, durch die man mit dem Auto fahren

kann, um beim Sarg seine Karte abzulegen, ohne aussteigen zu müssen, ausgestellt. Niemand von uns möchte im Tod ein Ausstellungsobjekt sein. Geschmackloser geht es nicht mehr.

Die meisten Toten, die ich gesehen habe, schauten friedlich und irgendwie gelöst aus. Ich hatte den Eindruck, dass sie von aller Erdschwere erlöst waren. Tote, die durch qualvolle Leiden äusserlich zerstört worden sind, suche ich nicht auf. Sie hätten es nicht gerne, sich so präsentieren zu müssen. Ihr Bild bleibt in meiner Erinnerung, wie sie in guten Tagen waren.

Der Tod kann als Erlöser auftreten, er kann aber auch grausam zuschlagen und uns vor fast unlösbare Probleme stellen. Ich habe ein paarmal miterlebt, dass Ehegatten völlig unerwartet vorzeitig einem Herzschlag erlagen oder Opfer eines Verkehrsunfalles wurden. Das ist hart für den überlebenden Partner, der fortan die Verantwortung zum Beispiel für noch nicht erwachsene Kinder ganz allein tragen muss.

Die Zeit heilt wohl viele Wunden, aber nicht alle. Narben können noch lange

lange schmerzen, und mit dem Alleinsein tun sich viele Menschen nicht nur im Alter schwer. Der Tod umfasst ein weites Feld, zieht man all die Konsequenzen, die er zeitigt, in Betracht. Gewiss hat man viel getan, um finanzielle Not, die durch den Todesfall des Ehemannes entstehen kann, zu mildern, was wichtig ist. Jedoch die Leere, die sein Hinschied mit sich bringt, bleibt. Indessen habe ich den Eindruck gewonnen, dass Frauen dermassen schwierige Situationen besser zu meistern wissen als Männer, die in der Regel beim Verlust der Ehefrau hilfloser sind.

---

## Am Wasserloch

Von weit her sahen wir die Karawanen kommen. Jedes Dromedar trug links und rechts vom Höcker einen dekorativen, handgefertigten Wasserbehälter. In Marsabit, dem abgelegenen Distrikthauptort im Norden Kenyas, gibt es einige Quellen, in denen das kostbare Nass, die Grundlage allen Lebens, das ganze Jahr über zu finden ist. Reges Treiben herrschte dort. Vieh stand herum und wartete, bis die Zeit zur Tränke gekommen war. Rinder brüllten und Schafe und Ziegen gaben ihrer Ungeduld Ausdruck.

Ein feiner rötlicher Staub, fast eher ein Dunst, unterstrich die Szene an dieser wichtigen Wasserstelle, an der ein emsiges Kommen und Gehen war. Die benachbarten Berge – alles ehemalige Vulkane – waren mit einem urwüchsigen Urwald bedeckt. Jeder der knorrigen Baumriesen war bis hinaus in die weit ausladenden Äste behangen mit langen, grau-grünen Bartflechten. Lianen schlängeln sich um die Stämme und wanden sich zu den Wipfeln empor. In weiter Ferne war schwach und undeutlich der Horizont zu erkennen, hinter einem graublauen Schleier vereinigten sich Himmel und Erde.

Wir kletterten den letzten Abhang hinunter, über lockere Erde und vulkanisches Gestein und standen dann vor der rund zehn Meter tiefen Wasserstelle. Männer und Frauen eines Nomaden-



stammes waren damit beschäftigt, das gelbbraune Wasser in die Höhe zu befördern und die einfachen, aus Büffelhaut angefertigten Eimer in einen Trog auszugliessen, um den sich die durstigen Tiere drängten. Es bot sich uns ein Schauspiel, wie es sich in den letzten tausend Jahren wohl kaum verändert hat. Uns war seltsam zumute, ergriffen standen wir da, als wäre die Zeit stillgestanden, um uns Einblick zu gewähren in Gewohnheiten und Handlungen zurückliegender Epochen. Mit anmutigen Bewegungen tauchten die unbeschwerten Naturmenschen die dunklen Gefässe in die Quelle und schöpften das lebensspendende Nass an die Oberfläche. Im Licht der Sonne glänzte ihre schöne dunkle Haut. Die Reifen und Spangen der Frauen blitzten auf, und es herrschte eine fast ausgelassene Fröhlichkeit über die Fülle des Wassers.

Der Rhythmus der schweren Arbeit des Wasserschöpfens wurde unterstrichen durch einen seltsamen, monotonen Gesang. Tief beeindruckt von dieser fast kultischen Handlung standen wir da und fühlten uns verbunden mit diesen einfachen Menschen unter der gleissenden Sonne Afrikas.

*Fritz Bucher*

---

## Mietermisere in Italien

In den letzten 44 Jahren wurde in Italien der sogenannte Mietpreisstopp 120 Mal verlängert, was zu grotesken Verzerrungen und Ungerechtigkeiten führte. Beispielsweise haben alte herrschaftliche Wohnungen in den Stadtkernen seit Jahrzehnten «eingefrorene», lächerlich tiefe Mietzinsen. Hingegen kosten die von der Spekulation erstellten Kleinwohnungen, meist an den Stadträndern, nicht selten das zwanzigfache. Ein neues, von den grossen italienischen Parteien mühsam zusammengebasteltes Gesetz «für gerechte Miete» ist auf den 1. August 78 in Kraft getreten. Doch bezweifeln Beobachter, dass die sehr verfuhrwerkten Mietverhältnisse praktisch verbessert werden können. Es fehlen noch die klaren Ausführungsbestimmungen. Dazu weiss man auch nicht, ob das neue Gesetzesnetz nicht Lücken zum Durchschlüpfen aufweist.